

Katharina Tanner

Die Neue Zeit

LITERARISCHES FORUM BASEL

Katharina Tanner

Die Neue Zeit

Im Auftrag des Literarischen Forums Basel
Anlässlich der Veranstaltung
rien ne va plus ... vom Spiel mit dem Feuer

Auftragstext unterstützt
durch die Christoph Merian Stiftung

Bar Alpenblick
Basel, 8. Januar 2012
© Katharina Tanner 2012

LITERARISCHES FORUM BASEL

Ich unterschreibe *in Vertretung* mit meinem Namen.

Mit diesem Brief habe ich schon lange gerechnet, er ist wohl so eine Art Quittung für Martin, ich habe ihn abgefangen und sofort in fingernagelgrosse Stücke zerrissen.

Im Garten warten Lotte und die Kinder auf mich, wir kleistern kleine Schalen aus Pappmachee, die wir an Martins Geburtstagsparty mit Blätterteiggebäck füllen werden. Immer wieder klaube ich Briefstücke aus meiner Schürzentasche und klebe sie unauffällig zwischen die Zeitungsfetzen.

Mit dem Handmixer rührt Martin neuen Fischkleister an, unwillig – Lotte hat ihn ausdrücklich darum gebeten, die Masse soll klümpchenfrei sein, die Oberfläche der Schalen seidenglatt.

Wenn die Kinder quengeln, fliegt er eine Runde.

Martin nennt es springen, ich nenne es fliegen.

Fliegen steht ihm gut. Er ist mein Bruder, und er kann aus dem Stand auf Tische springen. Sein Blick tastet dann vorsichtig einmal rund um ihn herum, die Hände graben Luft aus der Luft und lassen ihn hochschnellen.

«Ha!»

Jetzt steht er auf der petrolfarbenen Blechtischplatte, auf die er so stolz ist, eine Beinlänge höher als die Familie, seine fünf Kinder im Kreis um ihn herum. Er breitet die Arme aus und schwankt nur wenig. Breitbeinig wartet er wie Warten und schweigt wie Schweigen. Er atmet ansteckend regelmässig, seine Bläserlunge kann absolute Gelassenheit suggerieren.

Selbstverständlich ist das ein Zeichen von Stärke.

Die Mundwinkel, leicht ironisch angezogen, der rasierte Schädel, die hervorstehenden Schlüsselbeine – alle wissen es, die böhmischen Schuhe wissen es, die er sich für seine zierlichen

Männerfüsse im Böhmischem Wald anfertigen lässt, und sein flacher Bauch unter dem Erfolg-T-Shirt weiss es auch.

«Er ist in einer Johannisnacht auf die Welt gekommen.»

«Na und?»

Lotte und ich werfen uns solche Sätze seit Jahren hin und her.

Die Behauptung «Er ist in einer Johannisnacht auf die Welt gekommen»: Lotte.

Die Widerrede «Na und?»: ich.

Lotte gefällt es, dass ihr Mann auf dem Höhepunkt des Lichtes auf die Welt gekommen ist, das muss sehr nordisch sein. Sie verbindet auch seine hochgewachsene, schlaksige Gestalt mit seinem Geburtstag, sie vergleicht sein ganzes Wesen mit der Sonne. Manchmal begeistert sie dieses Datum, manchmal wird sie nicht müde zu betonen, dass es in seinem ersten Lebenshalbjahr langsam und stetig nur abgenommen habe, einfach nur kleiner und mickriger wurde, immer nur düsterer.

Als ich Lotte kennenlernte, schämte ich mich, wenn sie zu sprechen begann. Heute beruhigt mich ihr schwedischer Singsang, und wenn sie von ihrem Alltag erzählt, empfinde ich es nicht mehr als masslos detailliert, sondern sauge es fast neidisch in mich auf. Denn Lotte ist nicht *einfach nur praktisch*, Lotte ist genau so, wie ich nach Schalterchluss selbst gerne wäre, anziehend störrisch.

Ich erkläre ihr in meiner freien Zeit deutsche Wendungen wie *na und?* «Hier bei uns wird *na und?* als schnoddrig wahrgenommen, als arrogant, wichtigtuerisch, abweisend, herrschsüchtig, gebieterisch, egoistisch, selbstherrlich, triumphalistisch und eigentlich sogar als grosskotzig», sage ich. Ich will, dass die schwedische Lotte die Bedeutung von *na und?* ganz genau durchschaut, weil ich sie beschützen will.

Abends prüft Lotte heimlich Martins Bambusblättchen im Klarinettenkoffer. Ich habe sie dabei schon öfter beobachtet. Um sieben Uhr dürfen sich noch nicht alle Blättchen trocken anfühlen, um sieben Uhr muss noch eine restliche Feuchtigkeit im Etui spürbar sein. Das Mundstück muss nach Martins Speichel riechen.

Wir lesen auch seine Lippen. Pralle und durchblutete Martinlippen beruhigen uns. Wir sprechen nicht darüber, doch wir spüren gegenseitig die Beruhigung der Anderen und atmen auf. Wir wissen, er übt und übt, er begleitet seine Klarinettenschüler, er spielt im Lehrerorchester. Wir fürchten uns am meisten vor Hautfetzen auf Martins Lippen. Aufgerissene und spröde Lippen bedeuten: Er übt also nicht, er rührt die Klarinette nicht an, sitzt nur mit hängenden Schultern und gereiztem Nacken launisch neben seinen Musikschülern, er begleitet sie nicht, er lässt sie kläglich quiet-schen, er raunzt sie an, er lacht sie aus, er macht ihnen die Klarinette madig, er schlägt mit den Armen wild um sich und drängt sie zur Trommel, es rennen dann tatsächlich alle zur Trommel, er verliert seine Schüler und ist beleidigt, er verstummt, er verkriecht sich bald wieder unter einem Bett, er verschwindet in sich selbst und stellt sich tot.

Lotte und ich kennen die Gefahr.

Auf dem Gartentisch klatscht Martin in die Hände auf diese klare, kräftige, absolut selbstsichere Art von Menschen, die wissen, dass sie andere damit mit Stromstössen versorgen, vielleicht sogar in Brand setzen können und die gleichzeitig ahnen, dass sie diese Energie nutzen müssen, weil sie sich auch jederzeit wieder in Luft auflösen kann. Martins Kinder werfen die Köpfe in den Nacken, reissen die Münder voll Bewunderung weit auf und versuchen mit ihren Patschhänden einen Vaterhosenzipfel zu erhaschen.

Ich bin mir ganz sicher, die Neue Zeit, die sich heute in den Gesichtern seiner Kinder und bei ausgewählten Menschen bereits ankündigt – wenn wir alles miteinander teilen und uns alles gegenseitig ausleihen – diese Neue Zeit wird über den Brief verächtlich lachen, die Neue Zeit wird Martin heilen und ihn bestimmt für wichtige Aufgaben einsetzen, sie wird mir danken, dass ich den Brief vernichtet habe. Ich weiss es, Martin und Lotte bereiten sich darauf vor.

Martin verlässt das Haus schon lange nicht mehr unbewaffnet. Quer über den Oberkörper trägt er einen breiten Plastikgurt, wie Munition satt an sich gezurrt. Die bauchige Tasche aus alten Lastwagenplanen im Rücken kann im Ernstfall zuschlagen und den Menschen hinter ihm die Nasen brechen und die Zähne ausschlagen. Selbst wenn Martin an diesem Nachmittag auch als Handwerksgehilfe durchginge – getragen von einem kräftigen Pflanzenstengel aus fünf mal er selbst – das ist nur eine Seite von ihm.

Lotte flüstert mir ins Ohr: «Du bist meine Nähmaschine und für die Kinder eine Lokomotive.»

Lotte lobt so. Nebenbei zieht sie ein mit Wasser gefülltes Gummipianschbecken aus der Nachmittagssonne in den kleinen Schatten des Johannisbeerstrauches. Martin döst auf den Steinplatten, ich bemale die Schalen mit seiner Lieblingsfarbe: Indigoblau.

Es sind acht Schalen. Vielleicht werden sie in der Neuen Zeit einmal Beweismaterial sein.

Eine Schale mit gefährlichen Brieffetzen.

Eine Schale mit überheblichen Brieffetzen.

Eine Schale mit dreisten Brieffetzen.

Eine Schale mit explosiven Brieffetzen.

Eine Schale mit vernichtenden Brieffetzen.

Eine Schale mit frechen Brieffetzen.

Eine Schale mit schadenfreudigen Brieffetzen.

Eine Schale mit ungerechten Brieffetzen.

Was immer mit der Welt und mit Martin passiert; ich möchte nie mehr ohne Lotte sein. Seit ich sie kenne, weiss ich, dass ich mir das Innere der Menschen hinter dem Rippenbogen als warme Höhle vorstelle. Lottes Höhle ist wie eine Cassata, Schicht für Schicht mit bunten, wollenen, weichen Decken ausgelegt.

Ich neide Martin Lotte und ich neide Lotte Martin und ich neide Lotte und Martin ihre fünf Kinder und ich komme für sie alle auf. Es ist etwas ganz Einfaches mit Durchzug aus den Zehnerjahren und mit abgeblätterter roter Aussenfassade, dafür reicht es gerade. Ein Arbeiterhäuslein der Schweizerischen Bundesbahn am Rothüsliweg, rechts und links angebaut. Ich hatte Vorrang, als sich vor zwei Jahren alle drauf stürzten, als wollten am liebsten alle zur SBB wechseln. Ich arbeite seit einunddreissig Jahren im Ticketshop bei der Bahn, das war mein Vorteil. Man sagte mir, dieses Haus stamme aus einer Zeit, als man die Tuberkulose noch nicht heilen können. Wahrscheinlich wollte mich die SBB damit erschrecken oder prüfen. Doch das rote kleine Haus und die wohl dazugehörige Tuberkulose gefielen mir auf den ersten Blick und ich habe mich bei Lotte und Martin und den Kindern mit eingeknistet.

Von Lotte wünschte ich mir ein Cassatazimmer. Sie drehte für mich den Halbmond um hundertachtzig Grad, das war ihre Idee, und ich wohne nun wie in einer Cassataschale. Wenn ich abends vom Ticket Shop an den Rothüsliweg spaziere, stelle ich mir vor, es schneie fein. Meine Lotte erwarte mich leicht tuberkulös, sie lese und stricke, sie singe mit den Kindern melancholische Lieder aus ihrer schwedischen

Heimat und mein unermüdliches Gehen und Kommen über Jahre heile sie ganz langsam von ihrer Tuberkulose.

Na und?

Jetzt bin ich halt eine Art Notfallmartin für die Familie, wenn Martin wieder einmal nicht Martin sein kann, wenn er sich wieder unter einem Bett verkriecht und in sich selbst verschwindet. Das kann ja jederzeit eintreffen. Meinen Rhythmus vom Ticketshop habe ich an den Rothüslweg mitgenommen. Frühschicht, Mittelschicht, Spätschicht. Eigene Kinder habe ich keine, auch kein *Kind in mir* und kein *Inneres Kind*.

Ich verlasse das Haus entweder morgens um halb sechs oder um halb acht oder um halb zehn. Über Mittag esse ich eine Suppe im Bahnhofsbuffet und lege mich für eine kurze Siesta auf die Yogamatte vor meinem Spind im Umkleideraum. Sind die Kinder abends noch auf, nehme ich sie Lotte und Martin ab. Manchmal fliegt Martin ein wenig für uns alle auf den nächstbesten Tisch. Im Wohnzimmer zum Beispiel auf den alten Wirtshaustisch aus dem Erstklassbuffet.

Fünf lauwarmer, feuchte, nach Butter riechende Kleinkinder werden von Lotte nacheinander trocken gerubbelt. Lotte und ich singen Lottelieder, sie schlafen bald ein, wir bleiben noch lange bleiern bei ihnen im Zimmer liegen.

Lotte meint, Martin in der Küche gehört zu haben, doch wir können ihn dann nirgends finden.

Einfach aus Langeweile lese ich laut aus der Tageszeitung vor. *Erfolgreicher Geschäftsmann seit Tagen verschwunden. Lief der Geschäftsmann vor diesem Glück weg? Die Frau des erfolgreichen Geschäftsmannes spricht: Die Ungewissheit ist das Schlimmste.* Bei Lotte beginnt alles zu weinen.

«Martin ist kein Geschäftsmann, niemand würde Martin erfolgreich nennen.»

Ich kann es so oft wiederholen, wie ich will, Lotte sieht es als Omen – wie kann ich ihr widersprechen? Wir graben die Gesichter in unsere Hände und riechen am Schweiß. Wir schnüffeln gegenseitig in den Handflächen der anderen und versuchen, den Geruch nach Angst zu deuten und zu messen. Lotte riecht: Die Zeitung spricht von Martin. *Eine glückliche Familie in Beringen/SH. Mutter, Vater, drei Kinder. Doch seit einer Woche fehlt der Vater. Er ist nicht mehr nach Hause gekommen. Verschwand, ohne eine Nachricht zu hinterlassen, ohne Lebenszeichen. Die Ehefrau ist verzweifelt. Es fällt ihr schwer, die Tränen zurückzuhalten. Wenn ich nur wüsste, was passiert ist, sagt sie.* Je bissiger und schärfer unser Schweiß riecht, desto düsterer unsere Ahnung. Wir ahnen: Martin hat sich wieder unter ein Bett verkrochen und ist in sich selbst verschwunden.

Lotte fordert zwei Tage von mir. Sie will sich in der Küche aufs Überleben einrichten. Es sind geübte Handgriffe. Wir verteilen überall Schälchen mit trockenen Cornflakes, damit sich die Kinder ihren Hunger selbst stillen können. Sie nennt es «umschalten», von Alltag A zu Alltag B. Sie verwandelt sich. Sie fährt die Aufmerksamkeit für die Kinder, ihre Empathie, ihre Wünsche und ihre finanziellen Ansprüche hinunter, als wären es Säulen, die im Ernstfall im Erdboden versenkt werden, damit sie länger halten. Sie hat mir diese Kunst schon ein paar Mal vorgeführt.

Jetzt beobachte ich fasziniert, wie ihr rotblonder Pferdeschwanz sie hinterrücks langsam zu Boden zieht und sie verstummen lässt.

Ich habe keine Angst um Lotte. Wenn sie und die Kinder morgens aufwachen, werde ich das Haus längst verlassen haben.

In der Küche hängt eine Schnur mit getrockneten Apfelfringen und Mangoschnitzen zum Auslutschen, ich habe sie zwischen Herd und Fenstersims gespannt. Gepuffte Reiswaffeln und Blevitas stehen à discrétion zur Verfügung. Unzerbrechliche Pet- und Plastiknuckelflaschen mit verdünntem Hollundersirup warten auf dem Heizkörper. Die homöopathische Prise Hollunderblüte belebt und verführt, denn alle sollen genug trinken.

Ich will über Nacht wegbleiben und bleibe über Nacht weg. Es gibt eine kleine Pension, zwei Zugstunden von Schaffhausen entfernt, wo ich Martin vermute. Ich würde mit ihm gerne einmal über die Neue Zeit sprechen.

Als ich am nächsten Abend wieder nach Hause komme, liegt Lotte wie eine Küchenkletterwurzel auf dem Steinboden. Die Kinder haben sich die Windeln von den Hüften gerissen und sind mit ihnen über den Boden geschlittert, sie haben sich gegenseitig die Zöpfe abgeschnitten und ihre Haarbüschel in die Mauer Ritzen gestopft.

Martin hat sich unter das grosse Familienbett im Schlafzimmer verkrochen.

Na und?

Am dritten Tag ist Lotte verwandelt. Sie hat geduscht und trägt einen langen, dunkelblauen Rock. Ich schlepe den petrolfarbenen Gartentisch in die Küche, klettere auf die Platte und stehe wie Martin oben, stehe einfach da, wie er oft dasteht, einfach so, gemässigt breitbeinig auf einer verbeulten Blechtischplatte in petrol, im Meer. Ich befehle Lotte, sich zu schonen, und warte wie Warten und schweige wie Schweigen.

Den Kindern zeige ich, wie ich ihrem Vater früher beim Üben geholfen habe. Ich halte die Tischplatte an den Bauch gedrückt und presse mein Gesicht in die Armbeuge. Wir trainierten einen Sommer zusammen. Er sprang, ich hielt, er sprang, ich hielt, hunderte Male. Martin war elf. Der Nachbar vom ersten Stock beobachtete uns abends auf der Wiese vom Fenster aus.

«Mit diesem Sprung kannst du jede kriegen, ein Leben lang», rief er uns anerkennend zu.«Und du hattest nie Lust, auch einmal selbst zu springen?», fragt mich ein Kind bevor es sich entfernt.

«Nein, ich hatte nie Lust, auch einmal selbst zu springen.»

Diese Frage haben mir mein Exmann und alle Liebhaber spätestens nach zwei Wochen gestellt. Wenn sie die Frage wiederholten, wusste ich, bald würde ich wieder allein sein. Sie wiederholten sie, und es war so. Jetzt weiss ich es natürlich. Die Frage ist eine Fangfrage, ein Fingerzeig, und ich weiss genau, der Fangfrager denkt, ich sei frigid und zeigt innerlich mit dem Finger auf die Frigide neben sich, die Gott sei Dank ausserhalb von ihm steht.

Die Kinder kriechen über die Treppen in die oberen Stockwerke und suchen nach ihrem Vater. Sie vermuten ihn in einem zusammengerollten Teppich in der Abstellkammer, sie sprechen mit ihm in den Ablauflöchern der Lavabos, sie behaupten, ihn unter einer Fussmatte zu sehen, oder halten die Ohren an die Steckdosen. Sie kippen die Papierkörbe, steigen in den Abfalleimer und sprechen mit Essensresten.

Unters Bett schauen sie nicht.

«Lotte!» Ich schreie nach Lotte, packe die Reiswaffeln-, Cornflakes- und die Dörrobstreste in meinen Picknickkorb und zwänge mich mit dem Proviant zu Martin unters Bett.

Wir halten uns bei den Händen, wir versprechen einander, genauso still wie als Kinder zu sein. Wir reisen zusammen in die Jahre des Übergangs zurück.

Mutter liegt unbiegsam und stumpf auf einem frischen Laken über uns, unwillig schnurrt sie gegen das nahe Staubsauger- rauschen der Haushaltshilfe. Manchmal lässt sie sich vom Laken den Rücken kratzen.

Lotte!

Tagsüber träumen die Menschen davon, senkrecht ins All zu fliegen, sie legen sich abends auf der Erde ins Bett und malen sich nachts ein Leben auf dem Mond aus. Die meisten Menschen leben so. Schwarzweiss und analog. Aber Mutter will kein Leben auf dem Mond, Mutter hasst das Leben auf dem Mond und Mutter hasst die Menschen, die ein Leben auf dem Mond wollen.

Ich pinkle, Martin pinkelt, wir pinkeln zusammen. Wir lauschen dem leisen Zischen, die warme Brühe verteilt sich unter unserem Kreuz und läuft auf der Innenseite der Oberschenkel in die Kniekehle.

«Na und?»

Mutter hört uns nicht. Sie beobachtet sich dabei, wie sie die Wohnung fast verlässt, kurz vor der Einmündung in eine belebte Strasse mit schlafwandlerischer Sicherheit fast nach links abbiegt. Ihr täglicher Gang in die Migros.

Jetzt versucht sie den grossen, rechten Zeh leicht anzuziehen, später will sie ihn wieder schnellen lassen. Anziehen, schnellen lassen, anziehen, schnellen lassen. Das ist das Ziel, ich lache. Die Befehle aus dem Kopf durch den Körper in den Zeh jagen! Ja! Ein grossartiges Ziel. Dazu einmal am Tag unter die Leute gehen, die Hände in den Röhrenjeanshosen taschen gezwängt lassen. Nicht jedes Krokodil, das sich in der kleinen Stadt vorbeischleicht, gleich würgen wollen, nein, nein, nein, lieb zu ihnen sein und Valium gegen die

bösen Krokodile fressen, dann werden sie ganz, ganz liebe Krokodile! Ihre Blicke einfach ungerührt abschmettern lassen, Valium hilft.

Ich füttere Martin und beisse ihn ins Ohrläppchen, die Reste spuckt er mir auf den Brustkorb.

«Lotte ist abgehauen, sie ist nach Schweden zurückgegangen, sie hat uns verlassen!», zische ich.

Mit dem Ellbogen stösst er mich in die Rippen. Er streift sich mühsam die nassen Hosen von den Beinen und wischt mit ihnen den Urinfleck auf.

Es ist genau diese plumpe Hausfrauengeste, die ich als Verrat an unserm gemeinsamen Leben empfinde.

«Lotte wird nie mehr zurückkommen!»

Natürlich weiss ich, ich darf nicht schreien, ich muss schweigen und meinen Tantenpflichten nachgehen.

Martin hört nicht auf mich. Er schlägt mir ins Gesicht, drängt und schiebt mich mit seinen Füßen von meinem Platz unter dem Bett weg.

Warum wehre ich mich nicht? Warum ver falle ich in diesen blinden Aktionismus? Warum strecke ich mein linkes Bein, gerade wie ein Pfeil, an meinem Kopf vorbei in die Höhe? Warum drehe ich mich gleichzeitig um die eigene Achse, ein paar mal hintereinander ohne abzusetzen?

Ich drehe Pirouette um Pirouette um Pirouette, denn dieses Kunststück konnte Mutter, dabei wirkte sie heiter und possierlich.

Martin scheint das Zitat nicht mehr zu kennen.

Ist die Neue Zeit denn schon angebrochen?

Unter der Schlafzimmertür erscheint Lotte. Sie wartet. Die Kinder klettern aus dem eingerollten Teppich, sie schleppen ausgerissene

Steckdosen wie Spielzeughunde hinter sich her, sie verlassen den warmen Abfalleimer und kriechen ihr entgegen.

Ich könnte vom Brief erzählen.



Geboren 1962 in Schaffhausen, Ausbildung zur Buchhändlerin in Schaffhausen und zur Schauspielerin in Berlin (Fritz-Kirchhoff-Schule). 1989 bis 1992 Engagements als Schauspielerin bei Bühne und Film, seit 1992 freie Autorin. Schreibt Theaterstücke, Hörspiele und Prosa. Mehrfach ausgezeichnet, u.a. mit dem «Lenz Preis für neue Dramatik der Stadt Jena». Katharina Tanner hat zwei Töchter und lebt als Autorin und GGG-Kinderliteratur-Bus-Mitarbeiterin in Basel.
(Foto: Yvonne Böhler)